

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

164 (16.7.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 29

Die Strategie des Generals v. Falkenhayn im Jahre 1915

Von Generalmajor a. D. Rudolf v. Borries,
Reichsarchiv Potsdam.

Als im Winter 1914/15 der Schwerpunkt der Kriegführung von den erstarrten Fronten des Westens nach dem Osten verlegt wurde, geschah es nicht, um die gegen Frankreich und England verlagte Entscheidung nunmehr gegen Rußland zu erzwingen; es sollte vielmehr die dort entstandene unbaltbare Lage gefestigt werden. Im Gegensatz zu den Ostführern glaubte General v. Falkenhayn nicht an die Möglichkeit, mit den verfügbaren Kampfmitteln die starken russischen Kräfte in dem unermesslich großen Operationsraume endgültig niederzukämpfen. „Die Erfahrungen Napoleons luden nicht zu einer Nachahmung seines Beispiels ein“, schrieb er nach dem Kriege. An dieser Anschauung hielt er während der Operationen des Jahres 1915 fest, und auf sie ist der unbefriedigende Abschluß ebenso zurückzuführen, wie das Zerwürfnis mit Hindenburg und Ludendorff, denen nicht gestattet wurde, ihre auf volle Entscheidung gerichteten Pläne zu verwirklichen.

Zu neu erschienenen VIII. Bande des Kriegswerks des Reichsarchivs werden die Operationen 1915 beschrieben. Nachdem die Armee Mackensens Anfang Mai dem Notstande der Österreicher in den Karpaten durch die Schlacht bei Gorlice abgeholfen hatte, gab Falkenhayn zwar der Verfolgung der Russen über den San bis Lemberg größere Ausdehnung als ursprünglich beabsichtigt war, aber doch nur mit dem Ziele, die Offensivkraft des Gegners in Galizien, d. h. also zugunsten des Bundesgenossen niederzuschlagen. Ein Teilerfolg wurde erreicht. Zimmerlin war auch das ein anerkennenswerter Entschluß; denn im Westen wurde die Front am 9. Mai in Artois von weit überlegenen Entente-Kräften angegriffen, und im Süden standen die Österreicher in den Alpen unter dem starken Druck des neuesten Feindes, der Italiener. Noch konnte man nicht wissen, ob nicht von beiden Stellen Sifferse ertönen würden. Falkenhayn mußte außerdem seine auf Serbien und eine Westunternehmung gerichteten Pläne zurückstellen. Als Lemberg am 22. Juni gefallen war und ein großer Teil der geschlagenen russischen Kräfte zwischen Bug und Weichsel nach Norden wich, lag es nahe, die Verfolgung in diese Richtung abzubringen, weil die Erschütterung des Gegners weitere Räume erfaßte und beträchtlich gesteigert werden konnte. Damit dürfte um so mehr gerechnet werden, als sich die deutsch-österreichische Vorwärtsbewegung schon längst nicht mehr auf den Operationsstreifen der Armee Mackensens beschränkte; die Fronten waren auch südlich Lemberg, nördlich davon im eigentlichen Polen gegen die Weichsel und ganz im Norden unter Hindenburg nach Kurland hinein ins Rollen gebracht worden. Sollten diese verheerungsvollen Operationen zum Stillstand kommen? Es kam jetzt darauf an, sie so zu richten, daß die nach der Mitte drängenden Russen von Süden und Norden gepackt und eingekesselt wurden. Dem Stoße Mackensens von Süden sollte Hindenburg von Norden entgegenarbeiten, und zwar durch einen Angriff, der von der Südgrenze Ostpreußens auf und über den Narew nordöstlich von Warschau vorzutragen war. Falkenhayn verpackte sich hiervon selbstgenügselnde Wirkung in dem Sinne, daß zwar nicht die große Masse der Russen der Vernichtung anheimfiel — das hielt er nach

wie vor für ausgeschlossen — aber doch dem Gegner ein nicht mehr ausgleichendes Sieb veretzt wurde.

Wieder also wurde ein beschränktes Ziel gesteckt, und dagegen erhob sich Widerspruch. Die Zange schien zu flach angelegt, um überhaupt ein bedeutendes Ergebnis zu erbringen; je tiefer die Umfassungen in den Rücken des Feindes gelenkt wurden, um so höher war der Erfolg zu bemessen. Es wurden Stimmen laut, die den Zugriff im Süden nicht auf den Raum zwischen Bug und Weichsel beschränkten, sondern nach Osten über den Bug ausdehnen wollten; für den Norden erhoben Hindenburg und Ludendorff die Forderung, daß der Stoß nicht gegen den Narew, sondern sehr viel weiter östlich aus der Gegend von Kowno auf Wilna und Minsk zu führen sei, um wirklich hinter die Front der Russen zu gelangen. Der Kaiser lehnte aber am 2. Juli diesen Vorschlag ab und folgte dem Räte seines Chefs des Generalstabes, dem sehr viel darum zu tun war, bald zum Schluß zu kommen, für den bedrohten Westen und, um der bedrängten Türkei willen, gegen Serbien Kräfte frei zu machen. Gegen ihre Überzeugung wendeten nunmehr die Ostführer ihre volle Fürsorge dem Angriff auf den Narew zu. Erfolge blieben nicht aus, wenn sie auch nur langsam reiften. Bis zum 24. Juli hatte sich Mackensens von Süden her den Weg auf Brest-Litowsk gebahnt, Gallwitz im Norden den Narew überschritten; die Zange schloß sich schließen zu wollen, und Falkenhayn sah die Lage als sehr günstig an. Die Ostführer waren anderer Meinung; am 26. Juli wandte sich Hindenburg noch einmal an den Kaiser, um endlich Freiheit für die Unternehmung auf Wilna zu erhalten. Abermals wurde er abgewiesen, und damit war der letzte Termin vorüber, zu dem noch ein großer Erfolg gegen den Rücken der Russen erzielt werden konnte. Bald zeigte sich, wie richtig der Feldmarschall Falkenhayns Operation beurteilt hatte. Die Umfassungsbewegungen kamen durch Ermüdung und Munitionsmangel ins Stocken; die Russen leisteten geschickten Widerstand, während ihre Massen über Brest-Litowsk und nördlich davon nach Osten abzogen. Am 10. August war es völlig klar, daß nicht mehr erreicht war als frontales Zurückdrängen des Gegners.

Daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen der Obersten Heeresleitung und dem Oberbefehlshaber Ost schwere Verstimmlungen erzeugten, war unaussprechlich. Die Spannung verschärfte sich, als Falkenhayn im August die militärischen und territorialen Machtbefugnisse Hindenburgs im großen Umfange beschnitt, Maßnahmen, die er zwar sachlich begründete, die aber doch den Eindruck persönlicher Kränkung erweckten. Das Reichsarchiv vertritt die Ansicht, daß Falkenhayn sowohl in den Operationen als auch in den andern Fragen lediglich seiner Überzeugung folgte und damit auf dem richtigen Wege zu sein glaubte. Andererseits ist die Enttäuschung der Ostführer zu verstehen, die als kundige und sieggewohnte Feldherren in den Hintergrund gedrängt wurden und dabei mit ihrem Urteil im Recht blieben.

Als am 26. August Brest-Litowsk genommen wurde, war der Feldzug eigentlich zu Ende, weil durch Verfolgung keine großen Ergebnisse mehr zu erwarten waren. Dennoch ließ ihr Falkenhayn, trotz des Dranges nach Serbien, die Zügel schießen, nicht nur in der Mitte über Brest-Litowsk hinaus, sondern nun auch in Kurland und Litauen in der Art, wie es die Ostführer von Anfang an gewollt hatten, und noch einmal in Galizien, wo die Front längst stillstand, aber Conrad den Ehrgeiz hatte, die letzten Teile österreichischen Bodens zurückzugewin-

nen und im russischen Gebiete Fortschritte zu machen. In der Mitte führte die Bewegung bis Pinsk. Im Norden wurde der Stoß auf Wilna von Hindenburg und Ludendorff mit gewohnter Tatkraft vorgeführt, obwohl keine Aussicht auf durchschlagenden Erfolg mehr bestand; ein weites Gebiet fiel in deutsche Hand, indes die Verbindungen der Russen wurden nur noch zum Teil getroffen. Im Süden aber gab es schwere Rückschläge bei den Östreichern, die durch deutsche Hilfe wieder ausgeglichen werden mußten, und Conrad vermochte die vereinbarten Kräfte gegen Serbien nicht voll zu stellen, so daß Falkenhayn den deutschen Anteil höher bemessen mußte.

Die Russen waren schwer geschlagen, konnten sich aber im Stellungskriege halten. So erstarrten auch hier die Fronten, und die Mittelmächte waren endgültig in die rings umschlossene Festung gebannt. Alle ihre Unternehmungen trugen nur noch den Charakter von Ausfällen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Befolgung der Ratsschlüsse von Hindenburg und Ludendorff einen weit höher zu bemessenden Ertrag erbracht hätte, der allerdings, da er unwirklich blieb, nicht genau zu umschreiben ist.

Falkenhayn drängte zum Frieden mit Rußland, auch mit Serbien, sah gleichzeitig Frankreichs Widerstandskraft im Niedergang. Der Reichskanzler lehnte Verhandlungen mit Recht als aussichtslos ab. Denn die Strategie der Zweiten Obersten Heeresleitung schuf nicht die Grundlage, auf der das Friedensgebäude zu errichten gewesen wäre.

(„Forschungen und Fortschritte“)

Henri de Régnier

Von Will Scheller

Während noch die intimeren Kenner seines Werks nicht sich zu entscheiden wissen, ob sie dem Lyriker den größeren Anteil ihrer Bewunderung zuerkennen sollen oder dem Erzähler, ist vom literarhistorischen Gesichtspunkt aus nicht mehr zu übersehen, daß der Dichter selbst bereits in eine Sphäre rückt, wo für Diskussionen kein Raum mehr ist. Es ist das Phantom der Zeit, das den Weg Henri de Régniers vom Konklave des Symbolismus, zu dessen hervorragendsten Vertretern er gerechnet wird, zu schlechthin klassischer Geltung nur mehr als einen Schritt oder nicht einmal als das Erreichen läßt, wie viele Jahrzehnte auch zwischen beiden liegen; in Wahrheit aber verhält es sich doch so, daß die stillschweigende Einreihung Henri de Régniers unter die klassischen Dichter Frankreichs, die übrigens durchaus nicht mit seinem Einzug in die Akademie zu begrenzen ist, einen Vorgang des europäischen Urteils darstellt, dessen Ursache, der Wert der Werke, seien sie nun Gedichte oder Romane, wie immer, vorausgegangen war. Keinem Zweifel aber kann es unterliegen, daß der Betrachter des gegenwärtigen französischen Geisteslebens hinter grell schimmernden Erscheinungen, die heute den Ruhm der Zeit an sich raffen möchten, die strahlenderen Gestalten einiger Dichter bemerkt, die sich um gar keinen Ruhm bemühen, weil er selbst ihrem Leben von Anfang an gefolgt ist und es bis heute nicht verlassen hat; unter diesen Gestalten begegnet er mit jenem Gruß, den die Ehrfurcht vor groß gearteter Lebensleistung fordert, Henri de Régnier, der freilich auch aus anderen Gründen als denen der Wertung berechtigten Anspruch auf die Attribute eines klassischen Dichters geltend machen kann.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Schutz vor der Luftkrankheit!

Wer einmal bei böigem Wetter im Flugzeug gereist ist, der kennt die Luftkrankheit zur Genüge und weiß, daß ihre fatalen Wirkungen mindestens ebenso stark auftreten können wie bei der noch allgemeiner bekannten Seekrankheit. Nun ist es zwar der Schiffsbautechnik durch die verschiedensten Maßnahmen gelungen, ihre Passagiere vor der Seekrankheit wenigstens im gewissen Umfange zu schützen — bei den Flugzeugen aber ist bisher in dieser Richtung noch kaum etwas geschehen. Prof. Everling von der Berliner Technischen Hochschule hat sich nun mit den mechanischen Ursachen der Luftkrankheit näher beschäftigt und vor allem die Frage geprüft, auf welche Weise ihre Wirkungen abgeschwächt oder ganz aufgehoben werden könnten. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen lauten dahin, daß die Erscheinungen der Luftkrankheit besonders durch das in böiger Luft sehr häufige Drehen des Körpers um seinen Schwerpunkt bei gleichzeitigem Bewegen des Kopfes verursacht werden. Dadurch werden gewisse Organe gereizt und es stellen sich die bekannten Störungen ein. Zur Abhilfe empfiehlt Prof. Everling neben dem Gebrauch der entsprechenden Medikamente vor allem den Einbau höherer Kopfstützen an den Sitzen des Flugzeuges. Dadurch wird erreicht, daß der Kopf stets in bezug auf das Flugzeug stillgehalten werden kann, und

damit entfällt eine der wichtigsten Ursachen der Luftkrankheit. Selbstverständlich muß außerdem für ausreichende Lüftung, sowie Erschütterungs- und Schalldämpfung gesorgt werden. Es wäre zu wünschen, daß es auf diese Weise gelingt, die für viele so außerordentlich störende Luftkrankheit wirksam zu bekämpfen.

Stirbt die Menschheit aus?

Zu dieser immerhin recht interessanten Frage nahm kürzlich Prof. Großer, Prag, in einer Veröffentlichung Stellung, die sich mit der Entwicklung des Menschen befaßt. Großer vergleicht sie mit der anderer Lebewesen und kommt zu dem Ergebnis, daß der Mensch sich verhältnismäßig sehr rasch aus niederen Stufen emporentwickelt habe — diese Annahme wird sehr wahrscheinlich gemacht durch die sonst kaum erklärbare Mischung primitiver und spezialisierter Merkmale im Körper auch des heutigen Menschen. Mit der Annahme dieser raschen Entwicklung würde auch das ganz auffallend plötzliche Auftreten des Menschen in einer relativ späten geologischen Epoche der Erde gut übereinstimmen. Geologisch gesprochen ist der Mensch ja bekanntlich eine sehr junge Erscheinung auf unserer Erde — da er nun trotzdem schon so weitgehend in seiner Entwicklung differenziert ist, glaubt Großer, ihm auf Grund dieser Tatsachen eine ziemlich pessimistische Prognose für seine Zukunft stellen zu müssen. Er weist darauf hin, daß im bisherigen Verlaufe der Erdgeschichte eine starke Differenzierung und

Spezialisierung — wie wir sie ja beim Menschen in einem ganz extremen Fall vor uns haben — ihren Trägern stets gefährlich geworden ist. Solche Arten hielten sich nicht allzulange auf der Erde — sie starben aus und machten kräftigeren, weniger spezialisierten Arten Platz. Ganz analog zu diesen Tatsachen ist Großer der Meinung, daß auch die Spezies Mensch von diesem Schicksal nicht verschont bleiben, d. h. also relativ früh aussterben werde — längt ehe die ja unaufhaltbare Abkühlung der Erde jedes organische Leben auf ihr sowie zur Unmöglichkeit gemacht haben wird. Soweit die auf jeden Fall recht interessanten Mitteilungen Prof. Großers. Zunächst handelt es sich natürlich nur um eine Theorie, deren Richtigkeit oder Falschheit vorläufig kaum entschieden werden kann. Nehmen wir aber einmal an, sie sei richtig — und es spricht in der Tat Vieles für diese Annahme — so brauchen wir uns deshalb weder für uns noch für unsere Urenkel die geringsten Sorgen zu machen. Alle Angaben Großers über das „frühe“ und „baldige“ Aussterben der Menschheit beziehen sich nämlich auf geologische Zeitbegriffe — und für die Geologen ist eine Million Jahre keineswegs ein besonders langer Zeitraum, nimmt man doch an, daß das derzeitige Alter der Erde etwa 2 Milliarden Jahre beträgt. Nur nach dieser „inflationstauglichen“ Art der Zeitrechnung ist also auch die düstere Prophezeiung Prof. Großers zu verstehen — und was in ein paar hundert Millionen Jahren mit der Menschheit geschehen wird, das braucht uns heute ja wirklich noch nicht zu erschrecken.

In seinem Gedicht „Die Base“ hat er das Erlebnis eines Bildhauers geformt, dem der hellenische Naturmythos eine Nacht lebendig wird und der, nachdem er ihn als gewaltiges Relief in sein Kunstgebilde gebannt hat, dem Entschwundenen nachweint, als der Alltag zu dämmern beginnt. Dieses Gedicht, eines der schönsten der französischen Lyrik überhaupt, ist ein Schlüssel zum Wesen Henri de Régniers. Denn dieses wurzelt mit den feinsten und zugleich stärksten Fäden und Fasern in der Antike, deren ästhetische Anschauungen und deren dynamische Lebenstriebe in ihm eine schöpferische Vereinigung auf der Grundlage des Geistes der französischen Nation eingegangen sind. Das Triebhafte auf der einen, das Gestaltvolle auf der anderen Seite sind die Träger, die Grundkräfte seines Lebens und seines Schaffens, aber er wäre nicht ein Führer der Symbolisten geworden, wenn er nicht zugleich ein so außerordentlich feines Organ für die Stimmungen und Abschattungen der Seele in sich ausgebildet und ein beinahe noch tieferes Empfinden für die Ausdrucksmöglichkeiten der Sprache in sich entwickelt hätte. „Henri de Régnier“, sagt ein Geschichtsschreiber der neueren französischen Literatur, „weiß in Versen alles zu sagen, was er will, seine Gewandtheit ist unbegrenzt; seine Gedichte nun das Ergebnis langer oder kurzer Arbeit, sie tragen kein Merkmal der Anstrengung, und so geschieht es nicht ohne Staunen, geschweige denn ohne Bewunderung, daß man der edlen und geraden Gangart dieser schönen Strophen gleich weißen, goldgezümmten Jährlingen folgt, die in dem Ruhm der Abende entschwinden...“

Angefaßt dieser üppigen Wendungen eines begeisterten Empfindens muß es wundernehmen, daß die Lyrik Henri de Régniers, die den freien Vers in ebenso meisterlicher Handlung aufweist wie jede strenge Form, ungeachtet ihrer entgegenkommenden Lesbarkeit in Deutschland so wenig bekannt ist, während sie in Frankreich der volkstümlichsten eine geworden ist. Nicht einmal alle deutschen Anthologien französischer Lyrik enthalten Gedichte von Henri de Régnier, doch hat Stefan George ein paar in seine Sammlung „Zeitgenössische Dichter“ aufgenommen, darunter ein Sonett mit diesem schönen Finale:

Und abends kommt zu mir der Hirsch gezähmt,
Wenn aus der Flöte kündigt und verkümmert
Mein Finger lockt die abgemessenen Klänge;
Er reicht gekniet sein ältiges Geweih,
Woran ich eine Rosenbotschaft hänge
Dir, Süße, deine Diener sind wir Zwei.

Die (bisher un veröffentlichte) Überetzung eines Odelette mag andeuten, welche Reize der Dichter dem in Frankreich so beliebten freien Vers abzugewinnen weiß:

Wenn ich sprach
Von meiner Liebe, war's dem Wasser
Das mich anhört, so ich mich neige
Zu ihm; wenn ich sprach
Von meiner Liebe, war's dem Wind,
Der lacht und raunt in dem Gezweige;
Wenn ich sprach von meiner Liebe, war's zu dir
O Vogel du
Vorbei im Wind;
Sprach ich ich,
War's zum Widerhall.

Ein gutes Dutzend umfangreicher Sammlungen war nötig, das lyrische Werk Henri de Régniers aufzunehmen, dessen Widerhall in den literarischen Kreisen wie bei einer breiteren Leserschaft den Reichtum seines Wesens und die Meisterschaft seines Könnens unwidersprechlich genug spiegeln, um den Wunsch zu rechtfertigen, daß einmal wenigstens eine Auslese dieses Schaffens in deutscher Sprache zustande komme — auch um der deutschen Lyrik selber willen, der seit geraumer Zeit keine schöpferische Erscheinung von Rang mehr beschieden gewesen ist.

Jedem herrscht, wie gesagt, noch keine Gewißheit darüber, wem von beiden der Preis zuerkannt wird, der entscheidende, von Seiten der geistigen Welt, dem Lyriker Henri de Régnier oder dem Erzähler, der seinerseits immerhin auch in Deutschland bekannter geworden ist. Die Prosa Henri de Régniers läßt die Sprachkunst des Lyrikers erneut aufblühen; wie sie, versteht sie sich sowohl auf die Klarheit antiker Plastik wie auf die Schwingungen und Abstufungen einer zeitlich-zeitlosen Stimmungsmusik. Beide Elemente vereinigen sich, um in der Gestaltung von historischen Erzählwerken, in denen mit Vorliebe die Zeiten der Renaissance, des Barock und des Rokoko behandelt werden, und solcher aus der unmittelbaren Gegenwart, deren Probleme dem Dichter nicht weniger vertraut sind, jener Triebhaftigkeit Lob zu singen, die er in der hellenischen Mythologie seiner berühmten „Base“ entziffert fand. Die Helden seiner Romane und Erzählungen, als welche der Zahl nach die Versebücher noch überragen, sind Lebensgenießer, Künstler des Daseins, dem Augenblick sich opfernd, um ihn zu gewinnen, da das Menschsein offenbar aus Augenblicken sich zusammensetzt. Wer das nicht versteht, dem geht es wie dem armen Grafen von Galandot in „La double maîtresse“, die unter dem Titel „Die zweifache Liebe des Herrn von Galandot“ deutsch erschienen und mit dem ebenfalls (unter dem Titel „Fürstengunst“) ins Deutsche überseht „Bon plaisir“ eine prächtige Spiegelung der Zeit des Sonnenkönigs darstellt. Das Gewagteste wird hier mit einer Anmut gesagt, die Entfernung des Feigenblattes mit einem Geist vollzogen, daß nur dort noch moralische Entrüstung möglich scheint, wo die Moral den Geist ausschließlich zu ersetzen hat.

Es ist allerdings der Sinnengenuss, um den sich in diesen als Ganzes jeweils überaus spannenden, in den

stilistischen Einzelheiten durchaus bezaubernden Büchern alles dreht, aber, wie auch die „Seltamen Liebenden“ dardun, es geht dem Dichter selbst um mehr als dies: gipfelt schon das Leben der Menschen, die es beherrschen, im Genuß der Sinne, wie sehr sich der auch verfeinern und vergeistigen mag, so ist es Sache des Künstlers, der im Dichter steckt, über diese Tatsache zu triumphieren durch die sprachliche Sublimierung, die das alles in einem anderen, tieferen Aussehen offeneren Licht erscheinen läßt, als die platte Wirklichkeit, in der sich die Geschehnisse nur vollziehen, um zu vergehen. Hier aber vergeht nichts, hier wird geformt, und was geformt ist, dauert. So kommt es, daß die Gestalten der Erzählungen und Romane von Henri de Régnier merkwürdig plastisch in der Erinnerung des Lesers verharren — vielleicht, weil die Patina ihres Wesens mit den Farben ihrer Zeit eine so selten innige Einheit eingegangen sind — und so geschieht es auch, daß die Erinnerungen an Menschen und Länder, die Henri de Régnier in mehreren Büchern von intimem Reiz seinem Werk hinzugefügt hat, jene Verklärtheit fühlen lassen und jene Wärme ausstrahlen, die als besondere Merkzeichen eines groß und voll gelebten Lebens zu erscheinen pflegen, eines Lebens freilich, dessen innere Form ohne die schicksalmäßige Geistesbindung an das klassische Altertum nicht denkbar ist. Ihm vor allem, den großen Ideen von Hellas und von Rom, dankt der Dichter, auch dieser Dichter, nächst seiner ursprünglichen und allerdings stammenswerten Begabung und ihren Diensten für die Kunst das schöne Schicksal, das ihn zu Lebzeiten in die Sphäre klassischer Geltung erhoben hat.

Kein Leben ohne Hormone

Neue Forschungsergebnisse

Von Univ.-Prof. C. Wagner

Die Entdeckung und Erforschung der sogenannten Hormone bildet eins der reizvollsten Kapitel im Gebiet der modernen Wissenschaft vom Leben. Man kann geradezu sagen, die Chemie habe sich damit eine große Provinz zurückerobert, denn es stellte sich heraus, daß der normale Ablauf der Lebensvorgänge im Organismus in einer früher gar nicht vermuteten Ausdehnung nicht durch Nervenreize, also im Grunde auf physikalischen Wege, sondern vielmehr durch eine Anzahl von Chemikalien gewährleistet wird, die der gesunde Körper dauernd neu hervorbringt an den Säftestrom, die Blut- und Lymphbahnen abgibt. Das Wort „Hormon“ soll ausdrücken, daß es sich bei diesen interessanten Stoffen sozusagen um chemische Boten handelt, die mit einem ganz bestimmten Auftrag von einer durch den Körperbau bedingten Stelle her ausgesandt werden, damit sie, oft an einem ganz anderen Ort, ihre regulierende Ordnung haltende oder schaffende Wirkung ausüben. Das stärkste Aufsehen hat vielleicht die Entdeckung des Insulin-Hormons erregt. Es ist bekannt, daß bei der sogenannten Zuckerkrankheit dem Körper die Fähigkeit, den mit den Nahrungsmitteln zugeführten Zucker in normaler Weise zu verdauen, fehlt oder mindestens stark geschwächt ist. In solchen Fällen hungert der Körper, obwohl er sozusagen in Zucker schwimmt, der ins Blut übergeht und schließlich durch die Nieren ausgeschieden wird. Anstatt des normalen Zuckergehalts von etwas weniger als ein Taufendstel im Mittel, enthält das Blut bei Zuckerkranken das 20-, ja das 50fache und damit sind außer dem Kräfteverfall schwere gesundheitliche Störungen anderer Art verknüpft, die nicht selten zum Tode führen. Lange nachdem das bekannt war, fand man eines Tages, daß immer dann, wenn diese Zuckerkrankheit auftritt, ein bestimmtes Organ eine mit der Bauchspeicheldrüse eng benachbarte, ja mit ihr verwachsene andere Drüse, krankhafte Veränderungen erlitten hat. Man nannte sie nach ihrem Entdecker die Langerhansschen Inseln, daher der Name Insulin. Dann wurde festgestellt, daß Tiere, bei denen dieses Organ durch eine Operation entfernt ist, unheilbar zuckerkrank werden, und man schloß daraus, daß die Krankheit durch das Fehlen eines Stoffes hervorgerufen wird, der vom gefunden Körper in diesen Langerhansschen Inseln hergestellt wird. Das stimmte ausgezeichnet zu der Beobachtung, daß zuckerkrante Mütter von einem gewissen Zustande der Schwangerschaft an nicht selten vorübergehend von ihrem Leiden befreit sind, weil das gesunde Kind ihnen aus seinem gefunden Organismus das fehlende Hormon abgibt. Der nächste Schritt war ein unendlicher Segen für die Leidenden: es gelang nämlich amerikanischen Forschern, aus den Bauchspeicheldrüsen von Kindern das Hormon herauszubereiten, spritzt man dieses in geeigneter Menge dem Kranken ins Blut, so wirkt es dort nicht anders, als ob er es selbst hervorgebracht hätte, es bringt seinen gestörten Zuckershafter fast augenblicklich in Ordnung; solange er Insulin zugeführt bekommt, kann er wie ein Gesunder leben, also seine Kräfte wieder auf die Höhe bringen, und so gelingt es vor allem in den schweren Fällen, die Todesgefahr fast ausnahmslos abzuwenden. Allerdings muß auch heute noch der Zuckerkrante auf die Dauer bei seiner Ernährungsweise Rücksicht auf sein Leiden nehmen.

Chemisch wichtig ist hierbei u. a. die Tatsache, daß im menschlichen, wie im Tierkörper, offenbar genau der gleiche Stoff wirksam ist. Und das ist ein Glück, denn wäre es nicht so, dann würde das Rinderinsulin entweder wirkungslos oder gar schädlich sein. Wir wissen, daß das durchaus nicht bei allen Körperprodukten der Fall ist, verdrägt doch nicht einmal jeder Mensch die Blut-

übertragung von jedem anderen Menschen! In allerneuester Zeit hat man aber gelernt, daß die Verwandtschaft in Rücksicht auf diese Hormone noch sehr viel weiter geht, als vom Menschen zum Rind — soweit, daß das nun zu berichtende fast wie ein Märchen klingt.

Man weiß heute, daß der nach dem der Selbsterhaltung stärkste Trieb des Menschen: der Geschlechtstrieb, nicht anders reguliert wird, als die Zuderverdauung durch das Insulin. Man hat sowohl ein weibliches, wie ein männliches „Sexualhormon“ (in Wirklichkeit gibt es aber sicher mehrere), festgestellt, untersucht und im vorigen Jahre glückte dem Göttinger Chemiker Butenandt sogar das Meisterstück: er konnte das eine-der weiblichen Hormone chemisch rein darstellen, es zur Kristallisation bringen — was für den Chemiker immer einen unschätzbaren Vorteil bedeutet —, und schon ist man der chemischen Natur dieses Stoffes auf der Spur, eines Tages wird man seine Zusammensetzung bis in alle Einzelheiten kennen und vielleicht — ja, warum nicht, da doch schon das Gleiche bei einem wichtigen Bestandteil des Blutfarbstoffes gelang — vielleicht wird es eines Tages im chemischen Laboratorium künstlich aus Kohle und Wasser aufgebaut werden.

Wir können uns nicht im einzelnen mit den phantastischen Wirkungen dieses „Progynons“ befassen. Seine Aufgabe im Tierkörper liegt vor allem darin, daß es den weiblichen Organismus im bekannten Rhythmus immer von neuem für seinen höchsten Daseinszweck tüchtig zu machen hilft, ihn in den Jahren der vollen Lebensentfaltung zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts bereitet macht, wir könnten sagen, immer von neuem zum Blühen bringt. Denn die Blüte ist ja die Vorbereitung der Frucht. Wer hätte vor einem Jahrzehnt daran gedacht, daß in dieser bildlichen Vorstellung von der wirklichen Menschenblüte ein ganz und gar wirklicher Sinn liegt? Und doch ist es so.

Man fand nämlich, nachdem einmal das weibliche Hormon, das Progynon, im Menschen- und Tierleib aufgefunden war, daß es auch im Pflanzenreich vorkommt. Im Mais, in den Eickenkätzchen zum Beispiel. Was aber konnte das bedeuten? Sollte etwa die Natur hier wieder einmal so erschütternd einfach gewesen sein, wie sie uns mitten in dem unserer Verstande noch unfaßlichen, rätselhaft verwickelten Kräftepiel manchmal plötzlich sich offenbart? Sollte wirklich die Pflanzenblüte und die Menschenblüte den gleichen chemischen Anreizen unterworfen sein? Der Versuch ist in zwei Jahren, im vorigen und im vergangenen Winter 1930/31 gemacht worden und ist zweimal geglückt; erst nachdem die Bestätigung gelang, sind die Resultate bekannt gemacht worden. Als Versuchsmaterial diente dabei die Spazintenzwiebel. Sie ist deshalb für den fraglichen Zweck hervorragend geeignet, weil man sie mit ganz einfachen Mitteln, ohne Zutun besonderer Nahrung, zum Blühen bringen kann: einfach durch gewöhnliches Wasser. So wurden Zwiebeln gleicher Sorte und gleicher Vorgeschichte einmal mit reinem Wasser getrieben, zum anderen Male aber unter Zusatz von ganz kleinen Mengen Progynon, das aus menschlichen Ausscheidungsprodukten gewonnen war.

Es mußte von vornherein fraglich erscheinen, ob dabei überhaupt ein Unterschied festgestellt werden könnte. Denn alle Zwiebeln, die im reinen Wasser getrieben und mit Progynon behandelt, hatten ja, da es sich natürlich um ganz gesunde Exemplare handelte, von Haus aus, wenn die Annahme überhaupt stimmte, eine gewisse, für die gewöhnliche Blütenbildung völlig ausreichende Menge des Blütenhormons in sich. Blüten würden sie also sämtlich — aber würden sie alle zu gleicher Zeit blühen? Sie blühten nicht zu gleicher Zeit: die mit dem Hormon gefütterten hatten einen ganz unbewiesenen Vorsprung, sie waren längst entfaltet und teils sogar schon im Absterben, als bei den unbehandelten die Knospen aufbrachen.

Ein unscheinbares Ergebnis. Aber welche Fülle von neuen Einsichten eröffnet sich nun damit! Es blieb auch nicht bei den Spazintenzwiebeln: bei anderen Pflanzen zeigte sich unverkennbar das Gleiche — die allgemeine Verwandtschaft alles Lebens auf unserer Erde wurde wieder einmal in großartiger Weise von neuem bestätigt.

Es scheint, als ob die Medizin aus den Ergebnissen der neuen Hormonforschung fast von Jahr zu Jahr zum Nutzen der Leidenden Menschheit hinzugelernte. Noch vor wenigen Jahren galt eine besondere, namentlich im hohen Alter auftretende Form der Blutarut, die sog. perniziöse Anämie, für schlechthin unheilbar, bis es sich herausstellte, daß man diese Kranken dadurch bei Kräften halten kann, daß man ihnen ungewöhnlich große Mengen tierischen Lebens, überhaupt von inneren tierischen Organen zuführt. Auch hier sind manche Forscher der Meinung, daß es sich um eine regelrechte Hormonwirkung handle. Neuerdings ist man weiter gegangen, und hat gefunden, daß gewisse Herzkrankheiten, wahrscheinlich ähnlich wie die Zuckerkrankheit, mit dem Fehlen eines Herzhormons zusammenhängen. Und wieder zeigte es sich, daß solche Leidende gebessert werden, wenn sie viel tierisches Herzfleisch verzehren.

Denkt man daran, daß bei primitiven Völkern die „edlen Teile“ der Jagdbeute, also gerade die inneren Organe, die unsere moderne europäische Küche, wie sich schon im Preis ausdrückt, gar nicht besonders hoch bewertet, vorzugsweise auf den Tisch der Häuptlinge und Vornehmen kommen, so könnte man fast glauben, daß nun von der modernsten Wissenschaft uraltes und längst vergessenes Volkswissen von neuem erkannt und, wie wir wohl hoffen dürfen, in gereinigter Form der Menschheit dienlich gemacht wird.